

Minutiös verfolgt die Autorin die Geschichte ihrer Unterdrückung durch Index und Sanctum Officium. Sie benutzt dabei lokale Archive, erhielt aber auch einen ersten Zugang zu den Archiven von Indexkongregation und Inquisition, die sich heute in der Obhut der römischen Glaubenskongregation befinden. Die Zitation der Bände ist etwas merkwürdig, was wohl damit zusammenhängt, daß man der Autorin nur Teile des Materials gezeigt hat – immerhin zu einer Zeit, als das Archiv offiziell noch gar nicht geöffnet war. Daher sind die Archivsiglen nur Kennern zugänglich. Der Autorin ist offenbar nicht immer ganz klar gewesen, welche Quellengattung sie benutzt hat. Hinter der von ihr konsultierten Sigle »ASO, Indice, vol I/1« verbirgt sich beispielsweise der Band »Diario I« der Indexkongregation (1571–1608), also das »Tagebuch« der Indexkongregation mit den Sitzungsprotokollen u.ä. in Kurzform. Die eigentlich interessanteren »Protocolli« mit den einschlägigen Akten, wie etwa den Geheimgutachten zu einzelnen Bibelübersetzungen, wurden der Verfasserin offenbar nicht vorgelegt.

Unter dieser Einschränkung quellenkritischer Art ist die »positivistische« Rekonstruktion der Anti-Bibel-Kampagne der römischen Behörden als durchaus gelungen zu bezeichnen. Nebenher erhält der Leser erste interessante Einblicke in die Arbeitsweise der Indexkongregation, auch zur Rolle Kardinal Bellarmins, die jedoch der Vertiefung und Präzisierung bedürfen, was durch die prinzipielle Öffnung der Archive von Indexkongregation und Inquisition durch Papst Johannes Paul II. im Januar 1998 durchaus möglich sein dürfte.

Interpretatorisch versucht die Autorin, die »Nachtseite« der sonst als »modern« gepriesenen katholischen Konfessionalisierung herauszustellen, und betont die kulturgeschichtlichen Langzeitfolgen der Bibelverbote, die es nötig gemacht haben, nach dem II. Vatikanum die Katholiken erst wieder langsam an die Bibel heranzuführen. Das Mißtrauen der kirchlichen Autorität gegenüber jeder individualisierten, unkontrollierten religiösen Betätigung, wie es die Bibellektüre war, wird deutlich. Ob es mit der Bibelkenntnis in Italien aber heute ohne die Inquisition besser bestellt wäre, wagt man zu bezweifeln, wenn man auf die Situation in protestantischen Ländern blickt. Zudem war man auch im Rahmen der protestantischen Konfessionalisierung schon bald gezwungen, die individuelle Bibellektüre durch das »Bekenntnis« in den rechten Bahnen zu halten.

*Hubert Wolf*

PAUL MÜNCH: Das Jahrhundert des Zwiespalts. Deutsche Geschichte 1600–1700. Stuttgart: W. Kohlhammer 1999. 199 S. Kart. DM 35,-.

Synthesen zur deutschen Geschichte haben in jüngster Zeit Konjunktur. Was das 17. Jahrhundert anbelangt, sei insbesondere an die zuletzt erschienene Gesamtdarstellung von Volker Press (1991) erinnert. Nun hat auch der an der Universität Essen lehrende Professor für Neuere Geschichte Paul Münch seine aus Vorlesungen hervorgegangene Sicht dieses in der deutschen historiographischen Tradition lange diskreditierten Jahrhunderts dargelegt, dem er eine Scharnierfunktion »zwischen Mittelalter und Moderne« zuweist.

Wer, möglicherweise inspiriert durch Formulierung des zweiten Teils des Titels »Deutsche Geschichte 1600 bis 1700« eine primär an der politischen Geschichte orientierte Darstellung erwartet, wird enttäuscht sein. Die ganze Emphase des Münchschen Oeuvres gilt vielmehr der Distanzierung von »der einseitigen politikgeschichtlichen Darstellungsweise« (S. 19), die das – über weite Strecken noch der Grundlagenforschung harrende – Zeitalter lange, zu lange geprägt und in düsteren Tönen grundiert habe. Das Interesse des Autors gilt vielmehr »einem erweiterten Fragehorizont, der die räumlichen, weltanschaulichen, sozialen, wirtschaftlichen, politischen, konfessionellen, wissenschaftlichen und künstlerischen Entwicklungen als Teil eines umfassenden kulturellen Wandlungsprozesses deutet« (S. 10), der das Jahrhundert in spezifischer Weise geprägt habe: Denn der durch die Gleichzeitigkeit von Tradition und Moderne gekennzeichnete Prozeß kulturellen Wandels habe zwar bereits im ausgehenden Mittelalter eingesetzt und sich während des 16. Jahrhunderts beschleunigt, »neigte sich aber erst seit dem Ende des zweiten neuzeitlichen Jahrhunderts entschieden und unumkehrbar der Moderne zu« (S. 10). Gleichsam unscheinbar gewandet, als Darstellung eines Jahrhunderts deutscher Geschichte, erhebt das Werk implizit einen hohen Anspruch: dank des zugrundegelegten integrativen kulturgeschichtlichen Zugriffs (S. 167) methodisch innovativ zu sein, und dank der Fokussierung auf die »Scharnierfunktion« (S. 167) dieses Jahrhun-

derts »zwischen Mittelalter und Moderne« eine neue Gesamtsicht dieses mal als Eisernes oder martialisches Saeculum, mal als Jahrhundert der Staatisten (sic), des großen Krieges, der Wissenschaft, der Feder, der Festes, des Absolutismus u.a.m. apostrophierten Zeitabschnittes deutscher Geschichte zu bieten.

Über weite Strecken allerdings erweist sich der propagierte integrative kulturgeschichtliche Zugriff als konventionell: Abgehandelt werden (nach einem die Ambivalenzen des Zeitalters betonenden einleitenden Kapitel »Ein dunkles Jahrhundert?«) Raum, Klima, Bevölkerung – Wirtschaft – Die Ordnung der Gesellschaft – Das Reich und die Länder – Religion und Konfession – Bildung und Wissenschaft – Kunst, Musik und Literatur – Kriege und Krisen. Eine ähnliche Gliederung hat, um ein Beispiel zu geben, auch Richard van Dülmen in seinem 1982 vorgelegten Band »Entstehung des frühneuzeitlichen Europas« (Fischer Weltgeschichte, Bd. 24) verwandt, wengleich sich dieser (wie auch die jüngste Synthese zur deutschen Geschichte von Heinz Schilling) »konventioneller« periodisierte (1550–1648), unter zwar »unter der Perspektive des sozialen Wandels und der entstehenden Moderne« (S. 17). Bei Richard van Dülmen firmierte der methodische Ansatz allerdings noch unter dem Begriff einer »Strukturgeschichte der europäischen Gesellschaft der entstehenden Moderne« (S. 16) Offenkundig wechseln die Begriffe, während das »Substrat« bleibt. Wenn sich aber ältere und jüngere Synthesen in ihrem inhaltlichen Zuschnitt nur graduell von einander abheben, obgleich sie vorgeben, sich in ihrem methodischen Zugriff von einander abzugrenzen, so weckt dies Zweifel an der Bedeutsamkeit des reklamierten Methodischen. Der integrative kulturgeschichtliche Zugriff, den Paul Münch für sich reklamiert, scheint faktisch denn auch nicht mehr zu beinhalten als die Abgrenzung von einer politischen Geschichtsschreibung alten Stils einerseits, die Integration einzelner etablierter geschichtswissenschaftlicher Forschungsfelder unter einem neuen Begriff, eben dem der Kulturgeschichte, andererseits. Integration in Form von Addition aber dürfte nicht genügen, um kulturgeschichtlichen Ansätzen Innovationspotential zu bescheinigen; sie verkürzt, ganz im Gegenteil, Kulturgeschichte zu einem Metakonzepit ohne spezifische inhaltliche Konturen, zu einem neuen Dach für Altbekanntes.

Als Jahrhundert des Zwiespalts hat Paul Münch seinen Hörern und Lesern das 17. Jahrhundert vorgestellt und in sachkundig verfaßten Kapiteln nahegebracht. Plastisch herausgearbeitet wurde dabei der Umbruchscharakter dieses Jahrhunderts, in dem »im politischen und konfessionellen Zusammenleben, im sozialen Umgang, in den Wissenschaften sowie auf vielen Feldern der Kultur« (S. 165) Tradition und Moderne verflochten waren und verblieben. Das abschließende elfte Kapitel, betitelt »Das Janusköpfige Jahrhundert«, wagt eine Erklärung, warum trotz aller dieser Ambivalenzen davon geredet werden könne, daß gerade in diesem Jahrhundert »der epochale Umbruch vom Mittelalter zur Neuzeit in seine entscheidende Phase« (S. 163) trat und irreversibel festgeschrieben wurde. Als konstitutiv betrachtet Münch die Verzeitlichung der Geschichte, in deren Gefolge das abgelaufene Säkulum um 1700 sich »zum ersten Mal [...] als einen zusammenhängenden Zeitraum wahrnahm« (S. 22). »Nun bildete sich jene Auffassung vom Gang der Geschichte aus, die in den Grundzügen bis in die Gegenwart Bestand hat. Die Zeitgenossen begannen sich der Neuzeitlichkeit ihrer Epoche bewußt zu werden« (S. 163).

*Norbert Haag*

MICHAEL KAISER: Politik und Kriegsführung. Maximilian von Bayern, Tilly und die Katholische Liga im Dreißigjährigen Krieg (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte, Bd. 28). Münster: Aschendorff 1999. IX, 582 S. Kart. DM 134,-.

Die an der Universität Köln entstandene, von Johannes Kunisch betreute Dissertation setzt sich zum Ziel, den 1609 in Reaktion auf die Gründung der protestantischen Union ins Leben gerufenen katholischen Gegenbund der Liga, neben Bayern vor allem von geistlichen Reichsständen getragen, im ersten Dezennium des Dreißigjährigen Krieges, vom Böhmischem Krieg (1618–1621) bis zur Schlacht bei Breitenfeld (1631), zu untersuchen. Über weite Strecken an der militärischen Ereignisgeschichte orientiert, begreift der Verfasser die Liga im Sinne der bayerischen Historiographie als Instrument bayerischer Reichspolitik, überspitzt formuliert als militärischen Exekutor eines politischen Willens. Der »Erfolg der Liga« wird so »in erster Linie ein Erfolg Maximilians« (S. 510), während der das militärische Debakel antizipierende Zerfall des Bündnisses im wesentlichen mit dem auf dynastischen Spannungen aufruhenden Interessengegensatz zwischen dem habs-